

# Brief an den Herausgeber

Wissenschaftsbetrieb und Printmedien – sind neue Wege nötig?

Noch zu Zeiten Eugen Bleulers und Emil Kraepelins dürfte das Studium von etwa drei Fachzeitschriften ausreichend gewesen sein, um sich über die wesentlichen Entwicklungen im Fach zu informieren. Der heutige Leser steht vor einer weit grösseren Anzahl von Journalen, die er als privater Abonnent längst nicht mehr alle halten kann. Selbst an universitären Institutionen wird nur ein gewisser Anteil der Fachjournale verfügbar sein, der gegenwärtig bestehende ökonomische Druck zwingt auch hier eher zu einer Reduktion. Die selbst von interessierten Lesern nicht mehr zu bewältigende Flut an Informationen wird durch folgende Beispiele verdeutlicht: Eine Medline-Literaturrecherche mit den Voreinschränkungen «focus» (Schwerpunktthema) und «human» (also unter Ausschluss tierexperimenteller oder laborchemischer Studien) zum Schlagwort «Schizophrenie» führt allein auf das Jahr 2000 bezogen zur Nennung von 4716, eine Suche zum umschriebeneren Thema «Borderline personality disorder» zu immerhin 229 Zitaten.

In dieser Situation greift der Leser gerne auf Journale zurück, die sich auf die Publikation von Übersichten beschränkt haben. Wer solche Übersichtsarbeiten selbst schon verfasst hat, weiss um deren Vor- und Nachteile: Dem Leser kann ein zeitaufwendiges Zusammensuchen relevanter und häufig auch ephemerer Zitate erspart werden, andererseits setzt jede Übersichtsarbeit doch auch gewisse mehr oder weniger willkürliche Akzente, betreibt eine gewisse Selektion auch der relevanten Literatur. Die Auseinandersetzung mit der Originalarbeit – in früheren Zeiten noch üblich – geht mehr und mehr zugunsten solcher Übersichtsarbeiten verloren. Ergebnisse werden damit nicht mehr durch ihren Verfasser selbst vermittelt, das kritische Lesen der ursprünglichen Publikation wird an den Autoren der Übersichtsarbeit delegiert, diese Kompetenz kritischer Rezeption damit auch zunehmend weniger geübt.

Eigene aktuelle Beispiele verdeutlichen die Situation aus der Verfasserperspektive, aufgezeigt anhand von vier im Verlauf eines Halbjahres eingereichten Manuskripten: Eines der Manuskripte wurde mit Anregungen versehen zurückgesandt und dann in revidierter Fassung in speditiver Dreimonatsfrist seit Einreichung akzeptiert, diese Situation kann als positives Exempel der Zusammenarbeit von Verfasser und Schriftleitung sowie verantwortlichen Rezensenten gesehen werden. Ein anderes Manuskript befindet sich

seit nunmehr neun Monaten in einem dem Autor nicht näher bekannten Stadium der Bearbeitung, es liegt lediglich die Eingangsbestätigung vor. Von einem anderen, einer englischsprachigen Zeitschrift eingereichten Manuskript ist sechs Monate nach Einreichung bekannt, dass es von einem Reviewer positiv bewertet worden sei und das zweite Urteil noch ausstehe. Ein weiteres Manuskript schliesslich wurde vier Monate nach Einreichung mit dem Vermerk des Reviewer zurückgesandt, das wesentliche Ergebnisse ja bereits vorgängig publiziert worden seien – von ihm selber.

Diese Situation ist unbefriedigend. Sie zeigt teilweise unakzeptable Bearbeitungszeiten zwischen der Einreichung des Manuskriptes und der Mitteilung des Entscheides über seine Akzeptanz oder Ablehnung auf, so dass sich für den Verfasser die Frage auf tut, ob die ursprünglich eingereichte Arbeit so noch als aktuell angesehen werden darf oder bereits in manchen Punkten der Überarbeitung bedarf. Die Beispiele zeigen auch die relativ abhängige Position des Verfassers auf, der – möglicherweise durchaus unzufrieden mit dieser Situation – durch Regeln des Publikationsbetriebes gebunden ist. Herausgeber und Schriftleitung schützen sich mit dem Hinweis, dass Manuskripte nicht vorgängig andernorts oder gleichzeitig anderen Journalen angeboten werden dürfen, dem Verfasser bleibt in dieser Situation das Warten auf einen Entscheid, der für die berufliche Karriere von Bedeutung sein kann. Eines der erwähnten Beispiele zeigt auf, dass möglicherweise Konkurrenten im Arbeitsbereich mit der Beurteilung der eingereichten Arbeit befasst sind – es wäre ein hoher Anspruch an wissenschaftliche Neutralität, unter dieser Voraussetzung von einer nur durch sachliche Aspekte beeinflussten Beurteilung auszugehen.

Die Forderung, den Prozess einer kritischen Bewertung der Arbeit zeitlich auf den Punkt nach Publikation zu verlagern, ist andererseits unrealistisch. Der verfügbare Raum reicht offenbar schon nicht aus, um die Arbeiten selbst zu plazieren. Wenige Journale sehen überhaupt noch die Möglichkeit einer Diskussion von Beiträgen vor, was der wissenschaftlichen Auseinandersetzung gleichfalls abträglich ist. Die Diskussion um Methodik, Relevanz der Ergebnisse usw. muss an andere Orte verlagert werden, etwa auf Kongresse. Damit wird ein wesentlicher Kreis der Leserschaft von dieser wissenschaftlich wünschenswerten Diskussion faktisch ausgeschlossen.

Die Bedeutung der wissenschaftlichen Karriere ist angesprochen worden – ein Druck zu vor allem numerischer Effizienz ist unübersehbar und wird etwa durch die diesbezüglich weitgehend übereinstimmenden Habilitationsordnungen der Fakultäten vorgegeben. Dabei wird rasch übersehen, dass der SCI von verschiedensten Momenten beeinflusst wird, die nur teilweise mit dem ohnehin vielschichtigen Begriff der Qualität einer Arbeit zu tun haben. Von Bedeutung ist beispielsweise die thematisch in der Arbeit angesprochene Fachspezialität – kleine Disziplinen wie etwa die Forensische Psychiatrie haben einen auch international kleineren Leserkreis, zudem ergeben sich teilweise Beziehungen zu nationalen Besonderheiten wie etwa der jeweiligen Rechtslage, die trotz der in diesem begrenzten Rahmen möglicherweise hohen Bedeutung der Arbeit das Interesse einer internationalen Leserschaft relativieren.

Welche Wege sind geeignet, die angesprochenen Probleme wenigstens teilweise zu lösen? Sicher stellt sich hier die Frage, inwieweit Printmedien überhaupt noch geeignet sind, die Flut von Originalarbeiten in einer zumutbaren Frist zu bewältigen. Es kann ein denkbare Szenarium der Zukunft sein, dass im wesentlichen noch Übersichten in gedruckter Fassung zur Verteilung kommen, während empirische Befunde in einer komprimierten Form via Internet präsentiert und zwischen Arbeitsgruppen interaktiv diskutiert werden können. Möglicherweise ist auch die klassische Form der wissenschaftlichen Arbeit mit ihrem oft breiten Einleitungsteil, der historische Bezüge herstellt und dabei notwendig vielerlei Bekanntes wiederholt, neu zu überdenken. Diese Abgrenzung von übersichtsartiger Wissensvermittlung und einer methoden- und ergebniszentrierten knappen Präsentation neuer Ergebnisse mag künftig stärker noch in den Vordergrund treten. Der SCI ist als reproduzierbare Hilfe zur Erfassung der Zitierhäufigkeit bestimmter Journale wohl unverzichtbar – dabei muss stärker als bisher gesehen werden, dass der Weg vom quantitativen Merkmal der Zitierhäufigkeit zur inhaltlich-kritischen Beurteilung der «Qualität» mit diesem Index noch nicht abgeschlossen ist.

PD Dr. med. Arnulf Möller  
Klinik für  
Psychiatrie und Psychotherapie  
Universität Halle-Wittenberg  
D-06097 Halle